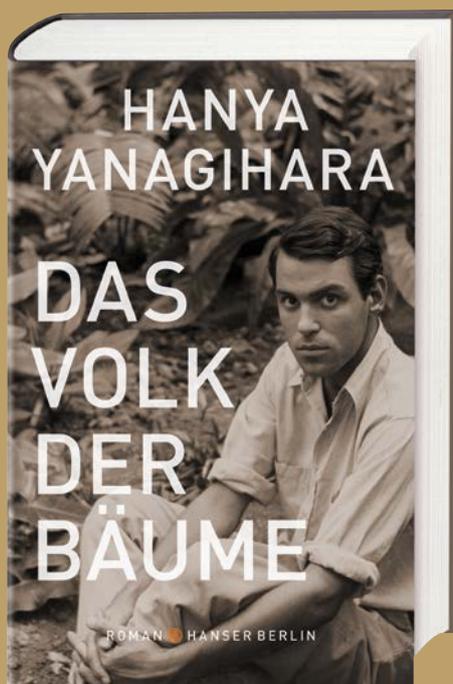




www.hanser-lesekreise.de



Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich gern an lesekreise@hanser.de

FÜR IHREN LESEKREIS

HANYA YANAGIHARA

Das Volk der Bäume

Der junge Arzt Norton Perina kehrt mit einer unfassbaren Entdeckung von der Insel Ivu'ivu zurück: Hat er wirklich ein Mittel gegen die Sterblichkeit gefunden? Eine uralte Schildkrötenart soll die Formel des ewigen Lebens bergen. So kometenhaft er damit zur Spitze der Wissenschaft aufsteigt, so rasant vollzieht sich die Kolonisierung und Zerstörung der Insel. Mit gnadenloser Verführungskraft zieht Hanya Yanagihara uns hinein in den Forscherrausch im Urwald und lässt uns auch dann nicht entkommen, als Perina dort eine weitere Entdeckung macht: seine fatale Liebe zu Kindern. Wie betrachten wir eine Lebensleistung, wenn sich das Genie als Monster entpuppt? Ein brillant geschriebener, gefährlicher Dschungel von einem Roman.

Roman. Aus dem Englischen von Stephan Kleiner
480 Seiten. Gebunden. Farbiges Vorsatzpapier, Lesebändchen. Auch als E-Book erhältlich

Fragen für Ihre Diskussion im Lesekreis

- 1 Was bleibt von der Lebensleistung eines großen Wissenschaftlers, wenn er sich als Straftäter entpuppt? Kann man die Leistung des Forschers vom Menschen trennen? Das sind die zentralen Fragen in Hanya Yanagiharas Roman *Das Volk der Bäume*.
- 2 Wie weit darf ein Wissenschaftler bereit sein zu gehen, wo liegen die moralischen Grenzen? Norton C. Perina nimmt mit der Veröffentlichung seines Artikels über die lebensverlängernde Wirkung der Opa'ivu'eke-Schildkröte die Zerstörung des Inselparadieses, seiner intakten indigenen Kultur in Kauf.
- 3 Auch die Anthropologen Paul Tallent und Esmé Duff gefährden durch Ihre Neugier und ihren Forscherdrang den bislang von jedem fremden Einfluss abgeschlossenen lebenden Stamm auf Ivu'Ivu, doch Ihre Art des wissenschaftlichen Selbstverständnisses unterscheidet sich in einigen Punkten von der des Mediziners Norton Perina.
- 4 Neben der Lebensgeschichte Perinas erzählt Yanagihara auch eine Geschichte westlicher Kolonisation: U'ivu trägt zum Zeitpunkt der ersten Ankunft von Norton Perina bereits Spuren christlicher Mission. Neben wissenschaftlichem Ehrgeiz und Entdeckungslust sind die Missionsarbeit und wirtschaftliche Interessen, hier besonders in Bezug auf die für die Pharmaindustrie so interessanten Schildkröten, die Faktoren, die zur Zerstörung der mikronesischen Inselwelt beitragen.
- 5 Eine der interessanten, ja tragischen menschlichen Beziehungen in diesem Roman, ist die zwischen den beiden ähnlichen und doch so ungleichen Zwillingbrüdern Norton, dem hochdekorierten Naturwissenschaftler, und Owen, dem anerkannten Dichter und Literaturprofessor. Nichts schmerzt Norton am Ende so sehr, wie das, was er als Verrat seines Bruders empfindet.
- 6 Die Eltern der Zwillinge sterben früh, die Brüder verlieren sich streckenweise aus den Augen, Freunde gibt es kaum. Eine zentrale Rolle in der Lebensentwicklung Norton Perinas scheint das Gefühl von Einsamkeit zu spielen.
- 7 Norton Perina reklamiert für sich, »seinen Kindern« alles gegeben zu haben, sie »geliebt« zu haben. Ein Liebesbegriff, auf den man sich kaum einlassen möchte.

Hanya Yanagihara über ihren Roman, Oktober 2018

Wenn ein großer Mann schreckliche Dinge tut, ist er dann noch ein großer Mann?

Das Volk der Bäume erzählt die Geschichte eines jungen Mediziners namens Norton Perina, der sich in den frühen 1950er-Jahren einer kleinen, eigentlich wenig verheißungsvollen Gruppe von Anthropologen anschließt, die im Dschungel des mikronesischen Inselstaates U'ivu einem verschollene Steinzeitvolk auf die Spuren kommen will. Und tatsächlich finden er und seine Kollegen den gesuchten Stamm, ihre eigentliche Entdeckung jedoch ist das schreckliche Geheimnis dieser Menschen: ihr offenbar ewiges Leben. Beim Versuch, das Rätsel dieses Fluches zu lösen, zerstört Norton Perina die Insel, das Volk und schließlich sich selbst.

Ich wünschte, ich könnte die alleinige Urheberschaft für Perina beanspruchen, aber wie einigen Lesern auffallen wird, beruht seine Figur auf dem Leben des Wissenschaftlers und Mediziners Daniel Carleton Gajdusek, der in den 1970er-Jahren den Nobelpreis für seine bahnbrechende Arbeit zu Kuru erhielt, einer Creutzfeldt-Jakob und dem Rinderwahn verwandten, langsam fortschreitenden Prionkrankheit, die er beim vermeintlich kannibalistischen Volk der Fore in Papua-Neuguinea entdeckte.

Seit ich denken kann, war Gajdusek mir ein Begriff. Bei uns zuhause wurde viel über ihn gesprochen, was mit der Tätigkeit meines Onkels an den National Institutes of Health (NIH) in Bethesda, Maryland, zu tun hatte, wo auch Gajdusek forschte. Ich wusste schon lange, dass ich einmal über ihn schreiben würde: Er war als Figur einfach zu gut, um dem Vergessen anheimzufallen. Wie Perina war Gajdusek ein Exzentriker durch und durch, der über die Jahre mehr als fünfzig Kinder adoptierte, die meisten von ihnen Verwandte seiner Führer in Papua-Neuguinea. In den späten 1990er Jahren wurde bekannt, dass das FBI ein Jahr lang gegen Gajdusek ermittelte, nachdem einige seiner Söhne ihn des Missbrauchs bezichtigt hatten. Er bekannte sich schuldig, verbrachte weniger als zwei Jahre im Gefängnis und siedelte nach seiner Entlassung nach Nordeuropa um, wo er bis zu seinem Tod an einer Universität tätig war. Ich erinnere mich an lange Gespräche über Gajdusek mit meinem Vater, der ebenfalls einst Wissenschaftler an den NIH war: Wenn ein großer Mann schreckliche Dinge tut, ist er dann noch ein großer Mann? Wie lässt sich menschliche »Größe« überhaupt be-

messen? Kann das Versagen eines Menschen durch sein Genie ausgeglichen werden? Oder ist es zu kalt, zu binär, so zu denken? Das sind Fragen, die in den Jahren, seit ich dieses Buch schrieb, an Dringlichkeit noch gewonnen haben, und obwohl ich einer Antwort heute nicht näher bin als zuvor, glaube ich, dass wir einen Menschen vollständig betrachten können und sogar müssen: als jemanden, der Gutes getan hat, und als jemanden, der Leid verursacht hat. Unserem Verstand und unserer Kultur widerstreben solche Paradoxa, aber gerade sie sind es, die das Menschliche ausmachen.

Weil ich ungenügend recherchiere und weil Gajdusek noch am Leben war, als ich dieses Buch zu schreiben begann, wusste ich, dass ich ihn fiktionalisieren müsste. Ich wollte meine Figur frei von Dingen halten, die ich womöglich herausfinden würde, und stattdessen meinen Gedanken freien Lauf lassen. Gajduseks umfangreiche und unveröffentlichte Tagebücher sind Eigentum der NIH, aber abgesehen von einigen Passagen, die ich auf der Website der North American Man-Boy Love Association gefunden habe – die 1998 noch frei im Netz zugänglich war – ging ich seinen Aufzeichnungen aus dem Weg.

Neben der Erschaffung einer alternativen Version Gajduseks ging es mir darum, einen Typus Wissenschaftler zu würdigen, der nicht mehr existiert, und die inhärente Politisierung der Wissenschaft im modernen Zeitalter zu thematisieren. Der Impuls zur Würdigung war teilweise nostalgisch: Einige meiner frühesten und liebsten Erinnerungen kreisen um Wissenschaftler, sie waren für mich immer schon faszinierende Figuren. Einige Jahre lang lebten wir im Windsor House, einem Apartmentgebäude an der Upper East Side in Manhattan, das zum namhaften Memorial Sloan-Kettering Cancer Center gehörte; alle Bewohner waren Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland, und so wuchsen wir Kinder umgeben von Männern und Frauen der Wissenschaft auf. Zur Schule gingen wir am Rockefeller University and Family Center, das zur Rockefeller University gehörte, einer Forschungseinrichtung für Biowissenschaften. Die Schule stand nur Kindern offen, deren Eltern entweder dort oder am Memorial Center tätig waren. Ich erinnere mich an die Ostereiersuche auf dem Rockefeller Campus, die Wissenschaftler kamen aus ihren Laboren, um uns vom Rand des Rasens aus beim Herumrennen zuzusehen, und wenn sich ein Kind verletzte, wurde es direkt ins Memorial gebracht und verarztet. Für mich sind Krankenhäuser deshalb mit Geborgenheit, Leckereien und nachsichtigen Erwachsenen verbunden; ihre breiten, glänzenden Flure waren für Geschrei und Wettläufe wie gemacht, und es gab immer jemanden, der uns ein kleines Geschenk – das Modell eines Ohrs, eine Puppe, die ein Kleid mit dem Aufdruck eines Medikaments trug, oder einen Stift, ebenfalls bedruckt mit einem Medikamentennamen – zusteckte. Alle waren nett zu uns, weil wir die Kinder der Ärzte waren. Unser Leben spielte sich in Laboren ab, unsere Spielzeuge – alte Stethoskope, Reflexhammer – waren ausrangierte Laborutensilien. Meine Eltern haben mir Milch in alten Erlenmeyerkolben

vorgesetzt, die ich noch heute als Wasserkrüge verwende. Als wir dann nach Maryland gezogen waren, wo mein Vater tagsüber als Post-Fellow an den NIH zur Immunologie von Mäusen forschte und nachts in der Notaufnahme des Baltimore City Hospitals arbeitete, besuchte ich ihn im Labor, um mir die Affen und Mäuse anzusehen. In vielerlei Hinsicht ist dieses Buch also eine romantische Hommage an die Orte meiner Kindheit, an denen so wundersame wie schreckliche Dinge stattfanden. Aber das begriff ich erst sehr viel später.

Außerdem geht es mir in diesem Roman um jene besonderen Köpfe, die sich der medizinischen Forschung widmen. Heute führt mein Vater eine private Praxis, deshalb gilt sein Interesse zuerst dem Patienten und erst dann der Krankheit. Aber ein Forscher denkt anders: Er untersucht nicht den Menschen, sondern die Infektion, und oft bewundert er diese – für ihre Geschwindigkeit, ihre Komplexität, ihre Unzerstörbarkeit. Wenn der Kliniker ein Priester ist, dann ist der Forschungsarzt ein Philosoph: Der Kliniker bedenkt das Wer und das Wie der Krankheit, der Wissenschaftler das Warum und das Was. Es sind zwei ganz unterschiedliche Denkweisen, und die Menschen, die sich entweder der einen oder der anderen Seite des Berufs verschreiben, sind oft so grundverschieden, dass sie in meiner Vorstellung einander oft völlig fremd sein müssen. Natürlich können die einen nicht ohne die anderen existieren, und was die eine Gruppe antreibt – Ambition, die Besessenheit, ein Problem zu lösen, eine gewisse Arroganz, von der man nur hoffen kann, dass sie nützliche Kanäle findet – lässt sich ebenfalls bei der anderen feststellen.

Ich persönlich habe kein Problem mit jener Art reiner Wissenschaft, aber in einem Zeitalter – unserem Zeitalter –, in dem allein eine künstlich auferlegte Ethik die medizinische Forschung einhegt, drängt sich die Frage danach auf, wofür die Wissenschaft da ist: Welche Erwartungen haben wir an sie? Was sind wir willens zu tolerieren? Was sind wir bereit, zugunsten der Wissenschaft einzubüßen? Vor der Wissenschaft zurückzuschrecken hat Tode zur Folge; ihr zu huldigen hat andere Tode zur Folge. Die Frage ist, ob es etwas wie ein gerechtes Gleichgewicht gibt – oder ob sich die Frage nach Gerechtigkeit mit dem modernen Zeitalter der Medizin gänzlich aufgelöst hat.